

BIRGIT JASMUND  
Das Geheimnis  
der Zuckerbäckerin


BIRGIT JASMUND, geboren 1967, stammt aus der Nähe von Hamburg. Nach dem Studium der Rechtswissenschaften in Kiel hat das Leben sie nach Dresden verschlagen. Im Aufbau Taschenbuch Verlag sind von ihr bereits der historische Roman »Die Tochter von Rungholt«, »Luther und der Pesttote«, »Der Duft des Teufels«, »Das Geheimnis der Porzellanmalerin« sowie bei Rütten & Loening die Liebesgeschichte »Krabbenfang« erschienen.

Sachsen 1730: Christiana liebt den Geruch des Backwerks und träumt von einem Leben als Bäckerin. Als ihr angeboten wird, eine Adelige zu spielen, um die These zu beweisen, dass Adel an-erzogen ist, lässt sie sich auf das Spiel ein, denn ihr wird als Be-lohnung eine eigene Backstube in Aussicht gestellt. Doch schon bald, nachdem sie in die Adelsgesellschaft eingeführt wurde, tauchen Gerüchte über ihre zweifelhafte Herkunft auf. Nur in der verarmten Adelligen Therese findet sie eine Freundin. Ver-liebte Jünglinge und eifersüchtige Hofdamen sorgen bei Chris-tiana und Therese für einen Strudel der Gefühle. Als Christia-na jedoch des Diebstahls und der Hochstapelei bezichtigt wird, steht sie mit einem Mal vor einer schweren Entscheidung.

BIRGIT JASMUND

Das  
**G**eheimnis  
der  
Zucker-  
bäckerin

HISTORISCHER ROMAN

 aufbau taschenbuch



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

ISBN 978-3-7466-3461-6

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke  
der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2018

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2018

Umschlaggestaltung [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de), München

unter Verwendung mehrerer Bilder von © Arcangel/Rekha und

akg-images/Jeremias Wolff Erben

Satz Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

## PROLOG

Seine Finger schwebten über dem weißen Turm. Emilius von Kobsdorff betrachtete das Schachbrett mit gerunzelter Stirn. Auf dem Brett standen deutlich mehr schwarze als weiße Figuren. Entblößte er die Flanke seines Königs, wenn er den Turm verrückte? Die Möglichkeiten der schwarzen Figuren schienen unendlich zu sein. Die seinen dagegen ... Vom Turm wanderte seine Hand zum letzten weißen Läufer, er hob ihn hoch und drehte ihn zwischen den Fingern.

Der Läufer deckte den Turm, und wenn er ihn um zwei Felder verrückte, deckte er immer noch den Turm und ... War dieser Zug ein Befreiungsschlag? Gab es überhaupt noch eine Möglichkeit, sich aus der Umzingelung der Schwarzen zu retten? Es schien schwierig, und der weiße Läufer nicht die richtige Figur dafür. Emilius stellte sie zurück auf das Brett, wandte sich erneut dem Turm zu.

»Eine Figur muss gezogen werden, wenn sie einmal berührt wurde«, sagte sein Schachpartner Laurenz Schumann eher gelangweilt als verärgert über den Regelverstoß. Er saß bequem zurückgelehnt im Stuhl, die Ellenbogen auf die Armlehnen gestützt und die Fingerspitzen vor dem Körper aneinandergelegt. Für einen Mann besaß er ungewöhnlich lange und schlanke Finger. Die Hände eines Arztes, die Geschwüre ertasteten und gebrochene Knochen einrenkten, Husten und Fieber behandelten oder Gewehrkugeln entfernten. Ja, auch damit hatte er als Arzt des sächsischen Generalstabes in Dresden zu tun, viel öfter allerdings mit Fällen von Ruhr und Typhus. Dr. Laurenz Schumann hatte auch

stets ein offenes Ohr für die Seelennöte und Leiden seiner Patienten, brachte sogar dann Verständnis auf, wenn diese nur eingebildet waren. Das hatte ihm den Zugang zu Dresdens besseren Kreisen eröffnet, ihm die Freundschaft von Männern wie Emilius von Kobsdorff eingetragen.

Emilius wusste natürlich um seinen Regelverstoß. Er griff erneut nach dem Läufer und verrückte ihn um zwei Felder. »Damit habe ich wohl meinen Untergang eingeläutet«, bemerkte er. »Es war nicht sehr nobel von dir, mich auf diese lästige Regel hinzuweisen, vor allem in deiner Position«, sagte er mit einem Lachen. Übel nahm er es seinem Freund keineswegs, fühlte sich auch nicht sonderlich geschulmeister. Von den vier Partien, die sie bisher gespielt hatten, hatte er nur eine für sich entscheiden können. So war es immer, wenn er mit Laurenz Schumann Schach spielte. Ihm fehlte die Geduld des Freundes, alle Möglichkeiten zu durchdenken. Er stürmte lieber voran.

»Und ich habe gelernt, dass ein Mann sich in jeder Lage ehrenhaft verhalten muss«, entgegnete Laurenz. Auch diese Worte wurden durch ein Lächeln abgemildert.

»Gesprochen wie ein Adeliger.«

»Bestimmt färbt die Haltung der adeligen Offiziere auf mich ab.«

»Also ist Adel anerzogen?«

Während dieses Wortwechsels hatten sie das Schachspiel fortgeführt, und die vierte Niederlage des Tages war für Emilius nicht mehr abzuwenden. Er konnte seinen König um ein Feld vor- und wieder zurückrücken, sich aber nicht mehr aus der Umklammerung der schwarzen Figuren befreien. Als Zeichen seiner Niederlage legte er den König flach auf das Brett.

»Nein, Adel ist ein Geburtsrecht. Allenfalls eine adelige Haltung kann anerzogen sein. Noch eine Partie?« Laurenz

begann, die Figuren auf dem Brett neu aufzustellen, diesmal die weißen auf seiner Seite und die schwarzen für Emilius.

Aber der Freund schüttelte den Kopf. »Für diesen Tag habe ich genug Niederlagen einstecken müssen. Ich muss meine Wunden lecken. Portwein wird dabei helfen.«

Laurenz langte zu einem Beistelltisch hinüber und schenkte seinem Freund ein Glas des gewünschten Getränks ein. Obwohl sie sich in Emilius' Dresdner Wohnung aufhielten, waren die Rollen von Gast und Gastgeber zwischen ihnen nicht mehr klar verteilt. So vertraut und eingespielt war ihre Freundschaft.

Emilius rollte einen Schluck des schweren Weins auf der Zunge hin und her. »Eigentlich eine interessante Frage«, sagte er dazu.

»Was?«

»Ob Adel angeboren oder anerzogen ist. Du etwa zeigst trotz deiner bürgerlichen Herkunft die Gesinnung eines Adligen. Woher kommt das? Es spricht für meine These, dass Adel eine Frage der Erziehung ist.«

»Solltest du, der du von adeliger Geburt bist, nicht behaupten, dass Adel angeboren ist, und mir die Gegenthese überlassen?«

»Das ist doch gerade der Witz an der Sache: Ich vertrete die Meinung, Adel sei anerzogen, und du hältst ihn für angeboren. Dabei würde jeder denken, es sei genau anders herum, und außerdem erhöht es den Reiz an der Diskussion.«

»Du willst wirklich über diese Frage diskutieren?«

»Der Nachmittag ist jung, warum ihn nicht mit einem gelehrten Gespräch füllen?«

»Über genau diese Frage mit umgekehrten Vorzeichen?«, erkundigte sich Laurenz ein weiteres Mal. Es könnte wirklich ein angeregter Nachmittag werden. Diskussionen mit Emilius führten zwar selten zu tiefschürfenden Erkenntnis-

sen, waren aber allemal unterhaltsam. Mit der gleichen Sorgfalt, mit der er Schach spielte, stürzte der Arzt sich auch in diese Schlacht.

Eine Stunde und einige Gläser Portwein später hatten sie die Klingen ihres Wortwitzes aneinander geschliffen und alle Argumente ausgetauscht. Aber wie Laurenz befürchtet hatte, waren sie einer Lösung keinen Schritt näher gekommen, keiner war auch nur einen Fingerbreit von seiner Meinung abgewichen.

Emilius lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. »Ich werde dir meine These beweisen.«

»Wie?«

»Du wirst es sehen.«

»Das ist doch keine Frage, die eines Beweises zugänglich wäre, als ginge es um die Wirksamkeit einer chemischen Lösung zur Behandlung einer Krankheit.«

»Du und deine Alchemie. Adel ist anerzogen, und ich werde es dir beweisen.«

Auch Nachfragen führten Laurenz nicht weiter. Der Freund war nicht bereit, die Art des Beweises zu offenbaren.

»Es steht dir frei, den Beweis für deine These ebenfalls anzutreten«, sagte er lächelnd.

»Wie soll ich das machen?«

»Dir etwas einfallen lassen.«

Was als spaßiger Zeitvertreib begonnen hatte, enthielt inzwischen einen ernsten Unterton. Laurenz kannte seinen Freund. Wenn der sich in eine Sache verbissen hatte, ließ er nicht wieder davon ab. Halb war er besorgt, halb amüsiert. Emilius war bekannt für seine ausgefallenen Ideen, und bestimmt sprach bald ganz Dresden über ihre Thesen.

Auf dem Weg in seine eigene Wohnung in Altendresden auf der anderen Seite der Elbe grübelte er darüber nach, wie ein Beweis für die These des angeborenen Adels aussehen



könnte. Er war immer noch ohne Idee, als ihm in der Wohnung sein Diener Hut und Handschuhe abnahm.

Auf einem silbernen Tablett lagen mehrere Schreiben, die während seiner Abwesenheit abgegeben worden waren. Laurenz nahm sie mit in die Bibliothek, um sie dort zu lesen, derweil sein Diener seinen Wunsch nach einem kleinen Imbiss in die Küche im Untergeschoss des Hauses weitergab.

In der Bibliothek wurden ihm ein Stück Bähbe und eine Tasse Kaffee serviert. Dieses Hefengebäck musste stets frisch im Haus sein. Er brach eine Ecke ab und kaute genüsslich, derweil er seine Briefe durchsah. Bei den meisten Schreiben handelte es sich um Einladungen zu Kartenabenden, Kammerkonzerten oder gelehrten Vorträgen.

Von den Ersteren gedachte er keine Einzige anzunehmen. Er machte sich nichts aus dem Spiel um Geld. Hin und wieder eine Partie Schach mit Emilius, dagegen war nichts einzuwenden, aber er war der Meinung, es vertrage sich nicht mit seinem Beruf als Arzt, ein Vermögen am Spieltisch zu riskieren. Die Einladungen zu den Kammerkonzerten wollte er alle annehmen, er hörte sehr gerne Musik. Ebenso die zu den Vorträgen, es schadete nie, die Bildung zu erweitern.

Er legte die Einladungen beiseite, sein Diener würde sie später sortieren sowie die notwendigen Zusagen oder Ablehnungen schreiben. Ein Schreiben, das er bisher übersehen hatte, kam zum Vorschein. Es war an ihn als Arzt des Generalstabs gerichtet und auf der Rückseite mit einem beeindruckenden Siegel versehen. Laurenz erbrach es und überflog den Inhalt des Briefes. Der enthielt den Befehl, sich spätestens am 20. Mai in Kreinitz einzufinden, dort ein Feldlazarett auf die Dauer von sechs Wochen einzurichten und alle dazu notwendigen Orders zu erteilen. Eine entsprechende Vollmacht sei für ihn in der Kommandantur vorbereitet. Unterzeichnet war der Befehl von Graf von Wackerbarth,

dem Chef des Generalstabs, und von Oberst Riedesel, dem Kommandanten des Infanterieregiments Königlicher Prinz.

Ein in das Schreiben eingelegtes Blatt enthielt eine lange Liste aller für das Lazarett als notwendig erachteten Arzneien und Gerätschaften bis hin zu Bettgestellen und Matratzen. Wenn alle notwendigen Anweisungen in sein Belieben gestellt waren, war es ihm wohl auch erlaubt, diese Liste zu ergänzen. Laurenz vertiefte sich auf der Stelle darin und hatte die Frage des angeborenen oder anerzogenen Adels vergessen, ebenso wie die Tasse Kaffee und das angebissene Stück Bähbe. Bis zum genannten Tag blieb nicht mehr viel Zeit, um alles vorzubereiten und für den Transport nach Kreinitz zu sorgen.

Er erwog hinzureisen, um sich das als Lazarett ins Auge gefasste Gebäude anzusehen und mit dessen Besitzer die notwendigen Vorbereitungen auszuhandeln. Seit annähernd zwei Jahren bereiteten der Generalstab und der Hof die Manöver bei Radewitz und Zeithain vor, die alle Welt von der Schlagkraft der nach preußischem Vorbild reformierten sächsischen Armee überzeugen sollten. Die Soldaten hatten dazu nicht nur neue Uniformen und moderne Gewehre aus Suhl erhalten, es war auch eigens ein neues Infanterieregiment aufgestellt und als ganz neue Waffengattung die Artillerie mit achtundvierzig Geschützen eingeführt worden.

Während der Vorbereitungen der Manöver war Laurenz als Stabsarzt mehrfach zu Besprechungen gebeten worden und hatte jedes Mal dringlich auf die Notwendigkeit eines Feldlazaretts hingewiesen. Er war sich jedoch nie sicher gewesen, ob die Herren Offiziere über ihren Plänen zu Schlachten und Transporten, den Fragen von Unterbringung und Verpflegung ein Ohr dafür gehabt hatten. Sie hatten, und wie aus der Liste zu ersehen war, hatten sie nicht nur an die im Manöver verletzten Soldaten gedacht, sondern

auch an Fieber- und Durchfallerkrankungen, die unvermeidlich auftraten, wenn annähernd dreißigtausend Menschen über Wochen auf engstem Raum zusammenlebten. Laurenz setzte nun seinen Ehrgeiz darein, das Lazarett bestmöglich auszustatten. Er griff zu einer Schreibfeder, tauchte sie in ein Tintenfass und ergänzte als Erstes den auf der Liste aufgeführten Lazarettshelfer um zwei weitere. Die für notwendig erachteten Mengen an Medikamenten verdoppelte er und fügte weitere hinzu. Was während der Manöver nicht verbraucht wurde, könnten die Feldscher später erhalten. Nachdem er solcherart die Liste ergänzt hatte, lehnte er sich zufrieden zurück.

# TEIL I



Vor dem Campement

EINS  
APRIL 1730

*I*n Meister Mingels Backstube in Radebeul hing eine Laterne über dem abgenutzten Holztisch in der Mitte des Raumes und verbreitete ihr warmes Licht. Eine brennende Kerze stand auf dem Regalbord mit den hölzernen Dosen für Gewürze und Nüsse. Eine zweite Kerze beleuchtete die Backformen und Bleche, die in einem Gestell neben dem Ofen auf ihren Einsatz warteten. Noch war es mitten in der Nacht und selbst für einen Bäcker zu früh, um mit der Arbeit zu beginnen. Statt des Meisters und seines Sohnes stand die Magd Christiana an dem langen Tisch und verrührte Eier, weißes Mehl, gute Butter und Zucker zu einem Teig. Sie bearbeitete ihn kräftig mit dem Holzquirl, bis er eine lockere goldgelbe Konsistenz annahm.

Den Teig teilte sie auf ein gutes Dutzend kleine Förmchen auf, die sie mit einem Holzschieber in den Ofen bugsierte. Über mehrere Klappen regelte Christiana die Luftzufuhr und damit die Temperatur im Ofen. In dessen Wärme stand eine zugedeckte Steingutschüssel mit einem Hefeteig. Ihn hatte sie als Ersten zubereitet und zum Gehen neben den Ofen gestellt. Im Teig hatten sich bereits große Poren gebildet, und er hatte sein Volumen nahezu verdoppelt. Sie tippete ihn mit dem Finger an und entschied, er könne noch eine kurze Zeit warten.

Aus Butter, Zucker, Eiern und Vanillemark schlug sie eine luftige Creme als Zier für das Dutzend Törtchen im Ofen. Außer mit der Creme verzierte sie die Törtchen noch mit getrockneten Pflaumen und Rosinen. Einen Moment betrach-

tete sie ihr Kunstwerk. Viel Zeit konnte sie sich nicht lassen, denn der Hefeteig wartete auf seine weitere Verarbeitung. Sie formte ihn zu drei Strängen und flocht daraus einen Zopf, den sie in den Ofen schob.

Ein einfacher Hefezopf, vielleicht noch mit Mandeln bestreut, war aber nicht, was Christiana vorschwebte. Ihre Idee rankte sich um etwas Komplizierteres. Deshalb schlug sie Eiweiß steif, vermischte es mit Zucker und gemahlene Nüssen, bis eine geschmeidige Makronenmasse entstanden war. Diese wollte sie auf den Hefezopf streichen. Da Makronenmasse im Ofen mehr trocknen als backen musste, begann nun der knifflige Teil. Mehrmals schaute sie nach, ob der Hefezopf lange genug gebacken hatte, um ihn mit der Makronenmasse zu bestreichen und ihn danach noch bei niedriger Hitze eine Viertelstunde in den Ofen zu stellen. Die Zungenspitze schaute zwischen Christianas Lippen hervor, als sie mit einem Löffel vorsichtig das Nussmus auf dem Zopf verteilte. Aufatmend schob sie das Gebäck ein letztes Mal in den Ofen und wartete eine kleine Weile, bis die Makronenmasse locker aufgegangen war und oben eine feste Kruste gebildet hatte. Der Hefezopf sah nun recht braun aus. Aber es mochte noch gehen – gerade noch.

Sie ordnete alle Backwaren auf dem großen Tisch an, auf dem sonst die Teige geknetet wurden, dämmte die Luftzufuhr am Backofen, damit das Feuer nur noch glimmte, und verließ die Backstube. Es war immer noch dunkel, als sie die Küche erreichte. Die Hälfte des Raumes nahm der von oben heruntergelassene Hängeboden ein, auf dem sich ihr Bett befand. Sehnsüchtig warf Christiana einen Blick darauf, aber ihr war klar, dass die Zeit nicht mehr reichte, um noch einmal unter die Decke zu kriechen, ehe sie Wasser vom Brunnen holen und in der Küche das Herdfeuer schüren musste. Das Backen hatte sie den Schlaf der halben

Nacht gekostet, aber in der warmen Backstube zu stehen, den Duft der Teige und fertigen Kuchen zu riechen – sie konnte sich nichts Schöneres vorstellen.

Leider bestand ihre Arbeit im Hause Mingel darin, die Küche zu versorgen, der Meisterin und ihrer Schwiegertochter aufzuwarten, sich um Haus und Garten zu kümmern. In die Backstube kam sie nur zum Fegen, oder wenn sie tagsüber ein paar Minuten Zeit fand, um Meister Mingel und seinem Sohn über die Schultern zu schauen. Was sie über das Backen wusste, hatte sie auf diese Weise aufgeschnappt.

Wenn sie in manchen Nächten aufwachte, weil ihr der Kopf vor neuen Ideen für Kuchen schwirrte, konnte sie nicht anders, als aufzustehen und sie auszuprobieren. Mit einem Seufzen zog Christiana den Hängeboden hoch und wollte sich eine kurze Pause am Küchentisch gönnen. Sie setzte sich und legte den Kopf auf die Unterarme.

Kurz darauf standen der Bäckermeister Johann Walther Mingel, sein Sohn und Geselle Christoph Johann Mingel und der Lehrjunge Konrad in der Backstube und betrachteten die Kuchen auf dem Tisch. Niemand musste fragen, woher sie stammten. Konrad streckte die Hand nach einem der Törtchen aus, bekam aber von Mingel Junior einen Klaps auf die Finger.

»Sieht gut aus«, brummte der Bäckermeister.

»Das ist nur was für firname Leit.« Mingel Junior knetete seine fleischigen Finger.

»Das werden wir schon an unsere Radebeuler verkaufen. Vor allen Dingen den Hefezopf. Den können wir gut vierteln oder gleich kleinere backen.« Meister Mingel rechnete im Kopf bereits die Groschen aus, die ihm das besondere Gebäck einbringen mochte.

»Wie ist der Zopf nur gemacht? Das sieht doch aus wie

ein Makronenteig auf einem Hefegebäck. Wie geht das zusammenzubacken?«, wunderte sich Mingel Junior.

»Das ist ganz einfach.« Der Bäckermeister hatte auf den ersten Blick erkannt, wie Christiana es vollbracht hatte, zwei so unterschiedliche Teige in einem Gebäck zusammenzubringen. Er erklärte, wie erst der eine gebacken und kurz vor dem Ende der andere aufgestrichen werden musste. So lieb ihm sein Sohn war, so sehr bedauerte er dessen träge Gedanken und mangelnde Vorstellungskraft. Dass er selbst auf die Idee eines Makronenhefezopfes hätte kommen können, statt alle neuen Ideen in seiner Backstube immer Christiana zu verdanken, bedachte er nicht.

»Sollten wir nicht wissen, wie es schmeckt, was wir an die guten Radebeuler verkaufen wollen?«, wagte Konrad einzuwerfen.

»Verfressener Bengel! Aber du hast Recht«, brummte Mingel Senior und wuschelte dem Lehrjungen durch das Haar. Er nahm ein großes scharfes Messer zur Hand und teilte eines der Törtchen in drei Teile. Zwei größere und ein sehr schmales Stück.

Das kleine war für Konrad bestimmt. Alle drei ließen sich ihre Portionen auf der Zunge zergehen. Der lockere Teig, die süße Creme mit den Früchten – es war eine Komposition, die selbst verwöhnte Gaumen begeistern musste. Der Meister entschied, die Törtchen gleich zwei Pfennige teurer zu machen, als er ursprünglich gedacht hatte. Das war wirklich etwas für die vornehme Kundschaft. Konrad hatte seinen Anteil mit zwei Bissen verschlungen und wartete nun darauf, ob vielleicht noch etwas von dem Hefezopf für ihn abfiel. Bevor es für die Männer in der Backstube ein Frühstück gab, dauerte es noch Stunden, erst mussten sie die Brote und Kuchen backen, die tagsüber verkauft werden sollten. Und Konrad war immer hungrig.



Der Meister klatschte in die Hände. »An die Arbeit. Vom Herumstehen und Maulaffen feilhalten wird nichts fertig.«

Bei Tagesanbruch erhob sich Sigrun Mingelin und wunderte sich darüber, dass niemand erschienen war, um ihr eine heiße Milch zu bringen, ihr mit der Schnürbrust zu helfen und ihr danach das Haar zu richten. Im Morgenmantel und noch mit der Nachthaube betrat sie das Schlafzimmer ihrer Schwiegertochter Lisbeth Mingelin am anderen Ende des Flurs. Die junge Frau rieb sich eben verschlafene Augen. Als sie ihre Schwiegermutter erkannte, sprang sie hastig aus dem Bett.

»Ist etwas passiert, liebe Frau Mama?«, erkundigte sie sich mit weit aufgerissenen Augen, als erwartete sie die schlimmste aller Nachrichten.

Ein wenig gänschenhaft war sie schon, ihre Schwiegertochter, dachte die alte Mingelin. Aber auch die Tochter des Ältesten der Radebeuler Bäckerzunft.

»Was soll passiert sein? Niemand kam, um mir beim Ankleiden zu helfen und das Haar zu richten.«

»Das übernehme ich gerne, liebe Frau Mama.« Lisbeth schlüpfte nun in ihren eigenen Morgenmantel.

»Christiana hätte zur Stelle sein sollen.«

»Das stimmt. Wo ist sie abgeblieben? Sie hätte auch mir helfen sollen.« Die junge Mingelin legte viel Entrüstung in ihre Stimme. Sie redete ihrer Schwiegermutter stets nach dem Mund oder versuchte sogar, sie zu übertreffen, um sich bei ihr einzuschmeicheln.

Mit wehenden Morgenmänteln und klappernden Pantinen eilten beide Frauen in die Küche. Die Dämmerung kroch dort durch die geschlossenen Fensterläden, aber es herrschte bereits genug Licht, um die schlafende Gestalt am Küchentisch zu erkennen.

»Das faule Luder!«, empörte sich die alte Mingelin. Sie rüttelte Christiana an der Schulter, und als diese aufschreckte, klatschte eine Ohrfeige in ihr Gesicht. »Bist du nun wach?«

»Arbeitsscheue Schlampe«, echote die junge Mingelin und stieß Christiana ebenfalls in die Seite, zog ihr einen langen Fingernagel über den Handrücken und freute sich an der roten Linie, die auf der Haut der jungen Frau erschien.

Christiana war bei der Ohrfeige sofort aufgeschreckt, brauchte aber einen Moment, um die Lage zu erfassen und die beiden wütenden Frauen vor sich zu erkennen. Sie rieb sich die Augen, unterdrückte ein Gähnen und legte eine Hand an ihre pochende Wange.

»Ich ... ich ... ich muss verschlafen haben«, murmelte sie undeutlich. Ihr war augenblicklich klar geworden, was passiert war: Statt ein paar Minuten zu dösen, musste sie noch einmal richtig eingeschlafen sein. »Es tut mir sehr leid und wird nicht wieder vorkommen. Ich werde sofort kommen und Ihnen das Haar richten, verehrte Meisterin, das Frühstück bereiten, das Haus fegen und alles zu Ihrer Zufriedenheit erledigen.«

»Lügnerin. Man sollte dir den Mund mit Seife auswaschen und dich ...«

Christiana erfuhr nicht, was die junge Mingelin noch für sie vorgesehen hatte, denn die Ältere bedeutete ihr zu schweigen.

»Damit allein ist es nicht getan! Du hast kein Wasser geholt, für das Morgenmahl ist nichts vorbereitet. Nicht einmal ein Feuer brennt im Herd.«

»Die Stube ist nicht gefegt und aufgeräumt«, ergänzte die Jüngere.

»Ich erledige alles! Sofort!« Christiana band sich eine Schürze um und schob sich einige lose Strähnen ihres hell-

braunen Haares unter die Haube. Mehr Morgentoilette war an diesem Tag nicht möglich.

»Du wirst mir als Erstes beim Ankleiden helfen und mein Haar frisieren.«

»Sehr wohl.« Christiana knickte vor der alten Mingelin.

Gleich darauf standen beide in deren Schlafstube, und Christiana half ihr in ein dunkelblaues Tageskleid aus glänzendem Barchent. Mit flinken Händen schloss Christiana die Haken am Rücken und verstand immer noch nicht, wie es ihr passieren konnte, noch einmal so fest einzuschlafen, dass sie die Kirchglocken um sechs Uhr morgens überhört hatte, die den Beginn ihres Arbeitstages anzeigten.

Die Frisur der alten Mingelin fiel an diesem Morgen einfach aus. Gleich darauf eilte sie zur jungen Mingelin, um auch ihr bei der Morgentoilette zu helfen. Die jüngere Frau bevorzugte Kleider aus hellen dünnen Stoffen, die eigentlich für die Frau eines Bäckergehilfen zu vornehm waren. Mit barscher Stimme gab sie Christiana unentwegt Anweisungen. Ihr behilflich zu sein, dauerte doppelte so lange wie bei der alten Mingelin.

Als Christiana endlich wieder in die Küche kam, hatte die Herrin das Feuer entfacht und war mit der Zubereitung des Frühstücks beschäftigt. Sie rührte in einem Topf, aus dem es nach Milchsuppe roch. Christiana begann geschwind, einen Eierkuchenteig zu verquirlen und die Fladen zu backen, damit sie zur Suppe als Morgenmahl auf den Tisch gestellt werden konnten.

»Du warst in der Backstube und vernachlässigst deswegen deine Pflichten«, stellte die alte Mingelin streng fest.

»Ich entschuldige mich dafür. Das wird nicht wieder vorkommen.«

»Es war nicht das erste Mal. Mein Mann tut nichts dagegen.«

»Er weiß es nicht. Geben Sie ihm nicht die Schuld«, sagte Christiana schnell.

»Er duldet es. Dabei stehe ich dem Haushalt vor und habe über dich zu entscheiden. Ich will diesmal zum letzten Mal Gnade vor Recht ergehen lassen und jage dich nicht davon, aber wenn du wieder deine Pflichten vernachlässigst oder ich dich in der Backstube sehe, verlässt du auf der Stelle dieses Haus.«

Christiana schluckte. In ihrem Hals bildete sich ein Kloß. Sie beugte sich tiefer über den Tiegel, in dem ein Eierkuchen buk. Nicht mehr in die Backstube zu dürfen, war eine harte Strafe. Oder sie musste noch früher in der Nacht aufstehen und besser aufpassen.

Vom Morgenmahl, das die gesamte Familie gemeinsam einnahm, bekam sie an diesem Tag nichts ab, die Hausarbeit ließ ihr keine Zeit zum Essen.

\* \* \*